

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 11 (1928)
Heft: 22

Artikel: Die christliche Wissenschaft als Hindernis für die menschliche Wohlfahrt
Autor: E.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407624>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

an sie selbst herantritt, dann hauchen sie dem vermeinten Gotte wieder Leben ein; sie ertragen den Gedanken der Vergänglichkeit nicht, weil ihnen der Gedanke des ewigen persönlichen Bestehens von Jugend auf eingepfropft worden ist, und müssen sich nun einen sie ewig erhaltenden Gott zurecht-fälschen.

Dieses zähe Festhalten an der Religion oder das Wieder-aufnehmen ist nicht auf eine religiöse Anlage zurückzuführen, von der da und dort gefabelt wird, sondern auf die geistige Beeinflussung und Bearbeitung, deren Gegenstand der Mensch von seinem ersten Lebenstag an ist, auf die Kette, in die hinein er geboren wird.

Aus dieser Kette sich zu befreien, gelingt wenigen. Es sind auch nur wenige, die es versuchen. Und von diesen Wenigen sind es bloss vereinzelte, die die Kette wirklich von sich abwerfen und freie Denker werden; manche lockern sie bloss, indem sie den Begriff Gott willkürlich mit einem andern Inhalt versehen, beispielsweise die Natur Gott nennen oder »das Gute im Menschen« (wie gefährlich nahe der dualistischen Auffassung!) und indem sie das Streben nach ethischer Veredlung des Daseins, die Hochwertung des Guten und Wahren und die Freude am Schönen als Religion bezeichnen.

Die Beweggründe zum Festhalten an den Wörtern Gott, Religion u. a. für ganz andere Begriffsinhalte können verschieden sein: sie können dem religiösen Bedürfnis entspringen oder in einer Vertuschungsabsicht liegen, die irgendwelche Nützlichkeitsbeträgungen als Hintergrund hat. In jedem Falle ist die Kette, wenn auch gelockert, noch vorhanden, die religiösen Einflüsse der frühen Jugendzeit sind noch nicht überwunden.

Wir müssen also an dem Wahrheitsgehalt des eingangs erwähnten Dichterwortes, so sehr es nach Freiheit klingt, bedeutende Abstriche machen. Denn das ist die Wahrheit, dass es der Mensch, der in Ketten hineingeboren wird, sehr schwer hat, sich daraus zu befreien, dass insbesondere die Befreiung aus geistigen Ketten nur einer kleinen Anzahl gelingt.

Und weil sich die Fesselung mit diesen von der Kirche geschmiedeten Ketten so sehr verhängnisvoll auswirkt, wie die Geschichte der christlichen Völker mit erschreckender Deutlichkeit dartut, so dürfen wir uns nicht von einem wohlklingenden Dichterwort täuschen und übertönen lassen. Wir müssen zu erreichen trachten, dass diese Ketten nicht geschmiedet werden können, oder wenigstens, dass es aufhört, eine Selbstverständlichkeit zu sein, dass die Kirche jedem Menschen diese Kette anlegt; die Einkettung soll nur auf besondern Wunsch geschehen können (denn Menschen, die gekettet sein wollen, die nur in der Abhängigkeit sich wohl fühlen, Sklavennaturen wird es immer geben), und dieses Bestreben verpflichtet uns nicht nur zu möglichst intensiver Aufklärungsarbeit, es fasst in sich auch den Kampf gegen die Bevormundung des Volkes durch die Kirche, den Kampf für Trennung von Staat und Kirche, Schule und Kirche, öffent-

lichem Leben und Kirche, den Kampf dafür, dass die Religion als das erkannt und gewertet werde, was sie ihrem Wesen nach ist, eine Privatangelegenheit, die von den Interessenten zu einer Vereinsangelegenheit gemacht werden kann, und den Kampf dafür, dass sich der Staat solchen Vereinen gegenüber verhalte wie gegen andere: man lässt sie gewähren, aber man verschleudert nicht die Steuergelder der Bürger, die mit diesen Vereinen nichts zu tun haben, zur Unterstützung solcher privater Körperschaften. Der Staat, der etwas anderes sein will als eine sprungbereite Bestie, hat kein Interesse daran, dass seine Bürger in geistige Ketten hinein geboren werden. Der Sinn des Staates, wenigstens des demokratischen, ist, eine Gemeinschaft freier, d. h. denkender und ihren Einsichten gemäss handelnder Männer und Frauen zu sein, die Kirche aber erzieht Sklaven; darum noch einmal: Trennung von Staat und Kirche, Staatsschule und Kirche, öffentlichem Leben und Kirche!

E. Br.

Die christliche Wissenschaft als Hindernis für die menschliche Wohlfahrt.

Um die in der Ueberschrift enthaltene Behauptung zu beweisen, muss auf die Grundzüge der Volkswirtschaft abgestellt werden, was in möglichster Kürze geschehen soll.

Ueber die Fragen: wovon lebt ein Volk innerhalb seiner politischen Grenzen? woraus besteht sein Einkommen? herrschen allgemein ganz verworrene Vorstellungen.

Alle Völker und Völkerstämme, wilde, halb wilde und sogenannte zivilisierte leben von dem, was die Natur, mit oder ohne Arbeit, bietet und von denjenigen Betrieben, welche Geld ins Land bringen. Es sind dies:

1. Land- und Forstwirtschaft;
2. Jagd und Fischerei;
3. Bergbau (Hebung von Bodenschätzen);
4. Transithandel und Transitverkehr (durchgehende Transporte);
5. Exportindustrie (Der Exporthandel erzeugt nicht Volkseinkommen. Er dient nur dem Absatz schon vorhandener Werte, wie industrielle und landwirtschaftliche Produkte. Der Marktwert bleibt sich gleich, ob der Produzent die Ware selber auf den Markt bringt, oder ob er dies durch einen Händler besorgen lässt);
6. Fremdenverkehr.

Dazu kommen noch die Zinsen der im Auslande angelegten Kapitalien, deren Einkassierung nicht einen eigentlichen Geschäftsbetrieb darstellt.

Alle andern Betriebe sind Anteilhaber am Rohertrage dieser sechs. Sie können zum Teil als deren Hilfsbetriebe bezeichnet werden. Fabriken, die ausschliesslich für den Inlandkonsum arbeiten, sowie der Inlandhandel, erzeugen kein Volkseinkommen; sie bewirken nur eine Verschiebung von schon

vorgewandten — Tolstoi war als ein Sonnenkind geboren worden. Um ihn war stets Reichtum, Ueberfluss, gräflicher Lebensgenuss. Denn auch sein angelegentliches Verbauern liegt weltweit von dem, was in Wirklichkeit Bauersein heisst. Von der Not und dem wühlenden Elend russischen Bauerntums wusste er nicht viel — oder zumindest er blickte nicht tief in sie hinein. »Wir kritisieren Beethoven« — machte er sich einmal selbst zum Vorwurf, als er der Not des Bauern Erwähnung tat. Erwähnung nur — sie ist ihm nicht Herzensproblem, noch weniger Lebensaufgabe. Mit diesem seinem Bauergewordensein war es nicht weit her. Nach der Meinung Meschowskij's war es eher Spiel, war es die Maskerade eines gebildeten, übersättigten Genusmenschen, der nach einer Orgie den Katzenjammer kriegt. Tolstois Bauernrock war aus anderem Zeug angefertigt als das grobe, wirkliche Bauernwams; seine vegetarische Kost war nach den Vorschriften des feinsten französischen Kochbuchs zubereitet; vollends seine Bauernarbeit war nur eine Art Erholung nach geistiger Arbeit. Sie war ihm nicht Beruf geworden, daraus das tägliche Brot sich zu erarbeiten. Und selbst der »Bauer. Tolstoi hatte ein livriertes Gesinde, das nicht jedem, der beim »Propheten« von Jasnaja Poljana sich Rats holen wollte, Einlass gewährte. Tolstoi predigte zwar Verzicht auf irdischen Besitz; aber seine Güter hat er — wie es Bankrotteure zu tun pflegen — auf seine Frau »intabulieren« lassen. Nein! Der Graf Tolstoi war auch als »Bauer« nur maskierter Bauer und wirklicher Graf geblieben. Nur reiche, weiche Jünglinge vermögen es, an seinem Bauerntum sich zu entzücken und zu dem als Bauer verstellten Grafen verzückt hinaufzusehen. In seinem Bauerwerden und Heiligwerdenwollen lag zu viel Stil, Form und Methode, als dass es restlos überzeugen könnte. Wahr ist es, dass er Gott suchte; somit auch wahr, dass er ihn in dem

ihm von Jugend auf gelehrten Glauben nicht gefunden hat. Das göttliche Daimonion im menschlichen Herzen, wie es Sokrates eignete, hatte er nicht. Sein Herz brachte nur wirre und verwirrende Laute hervor. Kein Wunder, dass er sich in ihnen nicht zurechtfinden konnte. Die Fähigkeit des Klarsehens und Rechtgehens hatte er dadurch eingebüsst. Und nur aus dem Bewusstsein dieser Unzulänglichkeit sind seine stammelnden Selbstanklagen herzuleiten. »Nicht Glück ist es« — heisst es einmal in seinem Tagebuch — »was uns das Christentum einträgt, sondern Sicherheit: es stellt uns auf einen festen Boden, von wo man nicht hinabfallen kann.« Seine übrigen Bekenntnisse wie auch sein Lebenswandel zeugen für das Gegenteil. Weder hatte er die Sicherheit, noch stand er auf festem Boden. Sein Leben war ein immerwährender Taumel von Genuss zu Reue, und als er nicht mehr genussfähig war und »evangelisch« leben wollte, auch da war er von Halbheit und Unsicherheit nicht freigeblichen. Weder nach rechts noch nach links war er zur äussersten Konsequenz des von ihm Gekündeten gelangt. »Ich leide immerfort und kann mich Gott nicht ergeben. Den Stolz und den Hochmut hab' ich nicht überwunden, und immerfort tut mir das Herz weh.« Dieses Herzweh ist echt. Es entquillt der Gespaltenheit seines Herzens, das im Grunde genommen die Welt liebte (wer keinen Wein mag, trinkt keinen) und zu einem Glauben, der die Welt leugnete, keine Ueberbrückung finden konnte. Von diesem Glauben aber konnte er sich ebensowenig wie von seiner Umgebung völlig lossagen. Dieser Glaube hat ihm weder die Sicherheit im Leben gebracht, noch die Angst vor dem Tode genommen. Eine Stelle aus seinem Tagebuch lautet: »Gedacht an den Tod. Wie sonderbar es ist, dass man nicht sterben will, auch wenn einen nichts mehr hält und mich erinnert, was man von den Sträflingen sagt, dass sie sich in ihr Gefängnis

vorhandenen Werten vom Käufer zum Verkäufer. Der Zollbeamte, der Verwaltungsbeamte, die sog. Geistlichkeit, die Lehrer, das Militär, die Polizei, Juristen, Notare gehören als gänzlich unproduktiv auf den Unkostenkonto der Volkswirtschaft. Das Volkseinkommen wird sozusagen durch Naturgesetz geregelt. Keine Regierungsform, keine Partei, kein noch so mächtiger Verband vermag etwas daran zu ändern.

Es muss wohl unterschieden werden zwischen Volks- und persönlichem Einkommen. Der Angestellte einer Exportfabrik ist mit seinem Gehalt Anteilhaber am Rohertrage seiner Fabrik, welche Geld ins Land, also Volkseinkommen schafft. Durch Wiederausgabe seines Gehaltes bewirkt er persönliches Einkommen seines Hausmeisters, Schneiders, Schusters, Lebensmittelhändlers etc. etc., aber kein Volkseinkommen mehr.

Aus den Gewinn- und Verlustrechnungen der vorgenannten sechs Betriebe ist ersichtlich, wer direkter Anteilhaber an ihrem Rohertrage ist. Durch welche Kanäle das Volkseinkommen auf das ganze Volk verteilt wird, kann leicht nachgewiesen werden; doch ist hier nicht der Ort dazu.

Der Schweiz fehlen gerade diejenigen Erwerbszweige, welche willkürlich ausgedehnt werden können, nämlich:

1. Jagd und Fischerei, womit in Kulturländern die Hochseejagd und -fischerei gemeint ist, welche nur die seefahrenden Völker haben.
2. Der Bergbau. Wir in der Schweiz besitzen nur wenige dabei nicht sehr wertvolle Bodenschätze. Etwas Salz, Lehm für Ziegel- und Backsteinfabrikation; Kalksteine zur Herstellung von Gips, Kalk, Zement und Alkohol. Bedeutender Wert liegt in den Wasserkraften (Aluminiumindustrie etc.).
3. Transithandel und Transitverkehr. Diese beiden Einnahmequellen besitzen hauptsächlich die seefahrenden Völker. Wir haben sozusagen keine andern Transittransporte als diejenigen von Deutschland nach Italien und umgekehrt. Der Transithandel ist in der Schweiz gleich Null.

Es verbleiben uns also als Betriebe, welche Volkseinkommen erzielen, nur

1. Land- und Forstwirtschaft. Diese ist in der Schweiz auf solcher Vollkommenheit angelangt, dass sie kaum mehr verbessert und der Ertrag quantitativ gesteigert werden kann; auch mit verschwenderischem Gebrauch von Kunstdünger nicht. Das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages lehrt uns, dass intensive Bearbeitung und künstliche Düngung sich nur bis zu einer gewissen Grenze bezahlt machen.
2. Exportindustrie.
3. Fremdenverkehr.

Die Einnahmen aus diesen letztern zwei Betrieben zu steigern, liegt nicht in unserer Macht. Wir können niemanden zwingen, unsere Produkte zu kaufen, oder Vergnügungsreisen in der Schweiz zu machen.

Da unser Land unter diesen Umständen nie wird 50 Millionen oder noch mehr Menschen ernähren können, so ist es

einleben, dass sie geradezu fürchten, es verlassen zu müssen, dass sie Angst vor der Freiheit haben. So haben auch wir uns in das Gefängnis, unser Leben, gewöhnt und haben Angst vor der Freiheit, Angst, in die Freiheit hinauszutreten.« (Ich weiss nicht, ob das mit der Angst der Gefangenen zutrifft. Uebrigens finde ich die Bezeichnung des Lebens als Gefängnis recht zuckerwässrig — mit der Absicht, dem Himmel ein Kompliment zu machen.) Sokrates hatte diese Angst nicht, obgleich er des Glaubens an die »ewige Seligkeit« nicht teilhaftig geworden war. Aber er war eins mit sich selbst, mit dem Menschlichen in sich, mit der Vernunft und liess sich vor dem Leeren des Giftbechers Musik spielen. Welch eine überwältigende Menschengrösse!

Stellen wir vollends dem »Propheten« aus Jasnaja Poljana Lenin zur Seite — wie gering erscheint das Erbe des ersten im Vergleich mit demjenigen des anderen! Lenin hat etwas geschaffen. Man mag sich zu seiner Schöpfung stellen, wie man will — man muss zugeben, dass sie seine fleischgewordenen Gedanken und Grundsätze darstellt. Wenn er vom Volk spricht oder zum Volk spricht, so meint er und kennt er wirklich das Volk. Sein ganzes Ich geht darin auf, es wächst sich darin gewaltig aus und tritt gleichsam zurück, im Gegensatz zu Tolstoi, der sein Ich immer und überall in das Zentrum des Seins stellt — dieses unzulängliche, stets um Gottes Beistand wimmernde Ich. Lenin dagegen ist ohne Gott angekommen und wusste, dass das Leben auch ohne ihn sich zu helfen weiss. Die neue Welt wird ihn nicht brauchen. In diesem Sinne ist Lenin dem Geist der Zeit nähergekommen als Tolstoi, der die Zeit rückrollen wollte. Sie ist aber über ihn hinweggegangen.

Ein Prophet des Kommenden war der grosse Dichter nicht.

selbstverständlich, dass die Vermehrung der Bevölkerung einmal wird aufhören müssen. Der Mensch, mit Ausnahme einer Anzahl von Völkern, hat die Tendenz, gleich wie die Tiere und Pflanzen, sich bis zur äussersten Grenze der Möglichkeit der Ernährung zu vermehren. Er ist befähigt, seine Anzahl in einem Zeitraum von 20 bis 25 Jahren zu verdoppeln. Man bedenke nur, dass jede gesunde Frau zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten Altersjahr zehn Kinder auf die Welt stellen könnte. In alten Staaten ist eine solche Vermehrung jedoch ausgeschlossen, weil es unmöglich ist, die Substanzmittel ebenso rasch, oder überhaupt zu vermehren. Ein Ehepaar, ob reich oder arm, das in einem überbevölkerten Lande 10 Kinder zeugt, anstatt nur zwei, verhindert vier andere Eheschliessungen, denn seine 10 Kinder nehmen, wenn erwachsen, den Platz ein, welchen je zwei Kinder von fünf Ehepaaren einnehmen könnten.

Wir haben gesehen, dass wir Schweizer das Volkseinkommen nicht willkürlich vermehren können. Es wäre auch nicht anders, wenn die Bevölkerung aus lauter Akademikern bestünde. Anstatt nun nach beständiger Vermehrung der Bevölkerung zu schreien, wie das so üblich ist, und sich dann den Kopf darüber zu zerbrechen, auf welche Weise Brot für die Mehrbevölkerung beschafft werden könne, wäre es doch viel einfacher, die Bevölkerung den Substanzmitteln anzupassen. Die einfachsten Mittel hiezu, die niemandem ein Unrecht oder Leid zufügen, sind die Verhinderung der Empfängnis und die Abtreibung, wo die letztere gewünscht wird. Diese zwei Eingriffe in die Naturvorgänge sollten als etwas Selbstverständliches und Vernünftiges angesehen werden. Eine Fülle von Armut und geschlechtlichem Elend würde mit ihrer Anwendung verschwinden, denn weit verbreitete Armut ist eine Begleiterscheinung der Uebevölkerung und nicht eine Folge des Alkoholgenusses, wie die Anhänger der Temperenz behaupten. Bei Mohammedanern und Indern, die keine geistigen Getränke geniessen, ist die Armut eher noch grösser, als in Europa. Auch dünn bevölkerte Gebiete, wie die Sahara, können überbevölkert sein im Verhältnis zu den vorhandenen Substanzmitteln.

Warum gelten nun Verhinderung der Empfängnis und Abtreibung bei den christlichen Völkern als etwas Sündhaftes, die letztere sogar als Verbrechen, das heute noch mit Zuchthaus bestraft wird? Wegen der Religion, oder, besser gesagt, wegen der Pfaffen, den vorgeblichen Verkündern von Gottes Willen. Sie haben zwar noch nie bewiesen, wann, wo und wem ihr eingebildeter Herrgott seinen Willen diktiert hat. Durch das Radio kann es nicht geschehen sein, denn das war damals noch nicht erfunden, als die Bibel zusammengeschustert wurde.

Wenn die sog. Geistlichkeit zum Wohle der Menschheit sagen würde: Der Herrgott hat dem Menschen den Verstand gegeben, damit er selber zum Rechten sehe, da wo viele Kinder eine Last werden, so könnten sie damit Gutes stiften. Statt dessen verkünden sie: Gott hat alles so weise einge-

Weckruf.

Ein neu Geschlecht ist aufgestanden
(Das alte betete sich tot)
Und nimmt sein Schicksal selbst zuhanden
Im frischen Geistesmorgenrot.
Weg mit den göttlichen Gewalten
Und weg mit jedem Heil'genschein,
Weg mit des Beters Sorgenfallen:
Wer schaffen will, muss fröhlich sein!

Fort mit den tönernen Popanzen,
An denen Fluch und Schande klebt;
Die neue Menschheit heisst es pflanzen,
Was morsch ist, hat sich überlebt.
Kein Knien mehr und Bussetragen,
Kein Dämmern mehr im Kirchenlicht;
Wer schaffen will, kennt keine Klagen:
Das wahre Schöne trauert nicht!

Hinweg mit jenen Unglücksrabben
Im düsterschwarzen Hirtenhemd,
Sie brüsten sich mit Gottesgaben;
Der Menschheit Weh ist ihnen fremd.
Jetzt gilt der Mensch, der unverdrossen
Aus eigener Kraft zum Ziel sich ringt
Und für den Zweck, der ihm erschlossen,
Aus Ueberzeugung Opfer bringt.

J. Stebler.

richtet, dass du bei Strafe ewiger Verdammnis nichts gegen seinen Willen tun darfst. Wenn er dir Kinder »bescheren« will, und wären es fünfzehn oder zwanzig, so musst du sie kommen lassen. Ob du sie ernähren kannst oder nicht, das spielt keine Rolle. Der Herr, der die Vögelin ernährt... Wir kennen das Sprüchlein. Wer die Unehelichen beschert, welche von den Frommen so sehr verabscheut werden, ist bis heute noch nicht an den Tag gekommen.

Jedes Menschenleben, sogar schon der zwei Millimeter lange Embryo, ist heilig — verkünden die Pfaffen. Darum muss bei den christlichen Völkern jedes blind, taubstumm, als Krüppel, als Idiot, mit Syphilis behaftet geborne Kind aufgepöppelt werden, damit es sein jammervolles Erdendasein durchlaufen kann. Ein bisschen Morphium wäre da Barmherzigkeit. Auch dem unheilbaren Kranken, dem das Leben eine Qual und seinen Angehörigen eine Last ist, wird nicht gestattet, seine Leiden zu beenden, so sehr er auch darum bitten mag. Der »Herr« will es so haben.

Jedes Menschenleben ist heilig! Welche Vorspiegelung! Dem »Herrn« da oben, dem gütigen, barmherzigen, gerechten, allwissenden, allgegenwärtigen, allmächtigen »Vater« ist es nicht heilig. Er vernichtet täglich hunderte, tausende davon. Die Unglückschroniken der Zeitungen geben uns Kenntnis davon. Es gibt Zugzusammenstöße, Giftgasentweichungen, Springfluten, offene Jauchegruben, Uberschwemmungen, schlagende Wetter, Feuersbrünste, Schiffskatastrophen, Erdbeben, Vulkanausbrüche, Epidemien, Hungersnöte, Kriege etc. Kinder, Jünglinge, Frauen und Männer kommen dabei vorzeitig ums Leben. Das Pfaffentum, welches den Willen des »allmächtigen Vaters« so gut zu kennen vorgibt, möge uns klipp und klar Auskunft geben über das Warum seines vielen Mordens. Denn das Sprüchlein von den Wegen, die unerforschlich sind, zieht bei uns Freidenkern nicht.

Mit der Heiligkeit des Menschenlebens ist es, wie man sieht, nicht weit her, und es kann daher weder von Sünde noch Verbrechen gesprochen werden, wenn der Mensch in die Geburtenfrage eingreift, wie es übrigens längst geschieht, bei uns im Geheimen, bei vielen nicht-christlichen Völkern offen.

Wir leben jetzt im zweiten »Jahrhundert der Aufklärung«, wird gesagt. Ob die Aufklärung bis zu den Akademiker-Juristen, welche gegenwärtig das neue schweizerische Strafrecht komponieren, gedrungen ist, werden wir sehen. E. W.

In- und Ausländisches.

Antimilitaristische Lehrer. Im Kt. Zürich besteht, wie allgemein bekannt sein dürfte, eine »Arbeitsgemeinschaft antimilitaristischer Lehrer«. Am 10. August l. J. verlangte die Erziehungsdirektion von dem Präsidenten ausser den Statuten und offiziellen Kundgebungen das Mitgliederverzeichnis, mit der Begründung, zur Berichterstattung über den Antimilitarismus in der Zürcher Lehrerschaft aufgefördert worden zu sein. In der Kantonsratssitzung vom 29. Oktober wurde von sozialdemokratischer Seite eine Interpellation eingereicht, worin Auskunft über folgende Fragen verlangt wurde:

»Hat der Regierungsrat die Erziehungsdirektion aufgefordert, derartige Erkundigungen einzuziehen? Wenn das der Fall ist, zu welchem Zwecke? Aus welchem Grunde wurden insbesondere die Namen der betreffenden Lehrer verlangt? Hält der Regierungsrat nicht dafür, dass ein derartiges Vorgehen im Widerspruch steht zu Art. 3 der Kantonsverfassung, wonach die freie Meinungsäusserung durch Wort und Schrift, das Vereinsrecht und Versammlungsrecht gewährleistet sind.«

Die Antwort des Erziehungsdirektors Mousson lautete ungefähr so, wie man es von einem Offizier, der zu einer Offiziersgesellschaft spricht (die Offiziersgesellschaft des Kantons Zürich hatte eine die Sache betreffende Eingabe an den Regierungsrat geleitet), erwartet werden konnte. Sie überrascht nicht. Nach ihm soll in der Erziehung zum Frieden in der Schule nichts anderes getan werden, als »das Uebel an dem menschlichen Einzelfall zu packen, Neid, Hass und Egoismus im Individuum zu bekämpfen«, das sei »die erste und nächste Pflicht unserer Jugendbildner«. Was als zweite und zweitnächste Pflicht kommen soll, ist nicht gesagt (ich benütze die Berichte der »N. Z. Z.« und der »N. Z. N.« über die Kantonsratssitzung vom 29. Oktober). Wenn sich aber die Erziehung zum Frieden

auf das angeführte Gebiet sollte beschränken müssen, so wäre damit für den Frieden äusserst wenig gewonnen. Denn es ist eine allbekannte Tatsache, dass der im bürgerlichen Leben friedfertigste und sanftmütigste Mensch zum hass- und racheerfüllten Draufgänger werden kann, wenn man ihm die Ueberzeugung beibringt, dass eines seiner Idole — Gott, Vaterland — in Gefahr sei. Da ist dem Sanftmütigen, Friedfertigen der Krieg, der Massenmord kein Schrecknis mehr, da reicht sein menschlich Fühlen genau noch bis an die Grenzpfähle; was darüber hinaus sich untersteht, Mensch zu sein, ist Feind und demnach wert, vernichtet zu werden.

Das Friedenserziehungsprogramm des Herrn Mousson bedürfte also doch wohl etwelcher Erweiterung, um diesen Namen auch nur ein klein wenig zu verdienen. Aber je enger die Erziehungsdirektion den Kreis des Erlaubten, d. h. des »Nicht Antimilitarismus seienden«, zieht, desto freiere Hand wird sie haben, Lehrer, die diesen Kreis überschreiten, am Wickel zu packen; zum Beispiel: wenn einer den bewaffneten Frieden als ein Ünding, das nicht das geringste Vertrauen verdiene, bezeichnet und den Schülern die Wahrheit seiner Behauptung aus dem Erfahrungskreis der Schüler zu beweisen sucht, etwa so: Denkt euch, es falle euch ein, mit einem Knüppel oder einem Schlagriemen oder sonst so einem Verteidigungsding herumzulaufen. Du tust's, der andere auch, und der dritte und der vierte, und so weiter. Und jeder sagt: Der und der tut's; warum soll ich's nicht tun? Dann fällt's einem von euch Buben ein, den Knüppel zu verstärken. Ihr wisst, was geschieht; die andern wollen nicht zurückbleiben. Wenn nun die Buben auf die Strasse kommen, sieht ein jeder den Knüppel des andern mit scheelem Blicke an und denkt: Soll's dir einfallen, so hauen, so bin ich mit meinem auch dabei. Die andern denken auch so, und zwei oder drei stehen im geheimen zusammen, sagen zueinander: drei Knüppel sind mehr als einer; wenn einer von den andern Miene macht, zu hauen, so gehen wir alle drei auf ihn los. Eine Zeitlang kommen die Buben ordentlich aneinander vorbei, jeder hat Respekt vor des andern Knüppel. Aber einmal stösst einer unversehens an den andern; dieser stolpert, glaubt sich dadurch in seiner Ehre gekränkt, und weil er gerade den Knüppel bei sich hat, versetzt er dem plötzlich Feind gewordenen Kameraden eins damit, oder mehrere, darauf kommt's nun nicht mehr an; der andere holt nun auch zum Schläge aus, andere eilen herbei, es bilden sich zwei Parteien und im Augenblick ist die »schönste« Keilerei im Gange. Ohne Knüppel hätte es vielleicht ein paar erregte Worte abgesetzt. Die Buben begreifen, dass es gefährlich ist, einen Knüppel bei sich zu tragen. Nutzenanwendung: der bewaffnete Friede ist eine Gefahr. Aber wehe dem Lehrer, der glaubt, es gehöre zur Friedenserziehung, logische Schlüsse zu ziehen, er würde »uns (die Erziehungsdirektion) auch wieder auf unserem Posten finden«!

Unverständlicherweise, meint Herr Dr. Mousson, sei ihm das Mitgliederverzeichnis der »Antimilitaristischen Arbeitsgemeinschaft« nicht ausgehändigt worden. Aber wenn es ihm, wie er sagte, wirklich nur darum zu tun war, über den Umfang der Bewegung Aufschluss zu erhalten, wenn ihm »Zwangsmassnahmen gegen die Mitglieder ferne lagen«, so hätte ihm die Zahl der Mitglieder genügen können. So logisch hat der Präsident der »Arbeitsgemeinschaft« auch gedacht, als er die Herausgabe des Mitgliederverzeichnisses verweigerte.

Der Erziehungsdirektor suchte dann die Bestrebungen der »Arbeitsgemeinschaft« ins Lächerliche zu ziehen, indem er sagte: »Es liegt eine ungeheure Selbstüberschätzung darin, wenn man meint, die Welt warte nur darauf, bis eine kleine Gruppe von Zürcher Lehrern die Waffen niederlege.« So dumm, diese Einbildung zu haben, sind diese Leute ganz bestimmt nicht. Sondern sie wissen, dass es zur Erreichung jedes grossen Zweckes einer Unsumme von Kleinarbeit bedarf, besonders wo es gilt, jahrtausendaltes Gewohnheitsdenken umzubilden. Sie begnügen sich, in diesem Zielstreben — nach einem von menschenwillkürlichen Katastrophen unbedrohten Dasein — ein ganz winziger wirkender Faktor zu sein. Und sie erachten ihr Schaffen trotz der Winzigkeit ihrer Organisation für zeitgemäss und gut, weil sie wissen, dass allüberall Millionen und Millionen gefühlsmässig oder in planmässiger Arbeit demselben Ziele zustreben, und dass ihre kleine Arbeitsgemeinschaft der Zahn eines Rädleins in dem Uhrwerk ist, das einst dem letzten Krieg, der letzten Kanone, der letzten Gasbombe, dem letzten General